

Schubert liefert präzise Zahlenangaben zur Stadterneuerung allein für seine ausgewählten Fallstudien, die – angesichts des enormen Größenunterschiedes zwischen den beiden Städten – ein vermutlich etwas schiefes Bild vom Gesamtumfang der Sanierungstätigkeit zeichnen. So betrafen die behandelten Hamburger Sanierungsprojekte der Jahre nach 1900 weitaus mehr Bewohner bzw. Wohnungen als die entsprechenden Londoner Maßnahmen. Überhaupt fällt der statistische Anhang im Vergleich zum 200seitigen Abbildungsteil recht schmal aus. Mindestens gesamtstädtische Angaben über die relative Wohnungsbauleistung und über die Zahl der Wohnungsabbrüche wären wünschenswert gewesen – dass zwischen 1920 und 1939 mehr als 200.000 Londoner von Sanierungen betroffen waren, findet sich nur en passant (S. 347), ebenso die wichtige Information, dass die 1930er Jahre in England bzw. London alles bisherige weit hinter sich ließen (S. 339). Nützlich ist das Kalendarium (S. 671–691), das in einer Synopse Gesetze und weitere sanierungsrelevante staatliche, städtische und gesellschaftliche Initiativen und Interventionen sowie gesellschaftliche Rahmenbedingungen verzeichnet.

Schubert erliegt leider allzuoft der Versuchung, auf eine Verarbeitung der in extenso ausgebreiteten Quellen zu verzichten. Auf diese Weise benötigt er unverhältnismäßig viel Raum für seine Darstellung, die zum Teil den Charakter einer Materialsammlung hat, die noch der weiteren Auswahl, Gewichtung, Verdichtung der Interpretation harret. Bemerkenswert ist, dass Schubert dort, wo er am wenigsten Fachmann ist, nämlich in den allgemeinhistorischen Abschnitten, noch am ehesten eigenständig schreibt, sich in seinem eigenen Metier dagegen, den Fallstudien zu den Stadterneuerungsprojekten, allzu eng an den Wortlaut seiner Quellen anlehnt. Die stärkere Durchdringung des Materials und eine verdichtete Darstellung hätten vermutlich eine Verminderung des Seitenumfanges um knapp die Hälfte ermöglicht; ein Lektorat hätte die zahlreichen sprachlichen Unebenheiten und Fehlleistungen glätten bzw. beseitigen können.

Dirk Schubert hat sich ein zeitlich weit ausgreifendes Thema gestellt, doch sein Untersuchungsprogramm erweist sich als allzu ambitioniert. Der Vergleich kommt zu kurz; letztlich stehen die Londoner und die Hamburger Stadterneuerung relativ unverbunden nebeneinander. Zwar findet Schubert Antworten auf viele seiner Fragen, und er überzeugt am Ende mit seiner These von der »Janusköpfigkeit der Modernisierung durch Stadterneuerung«, doch bleibt fraglich, worin der Ertrag des Vergleichs liegt, ob das Ganze hier wirklich mehr ist als nur die Summe seiner Teile. *Thomas Biewer, Köln*

Birgit-Katharine Seemann, *Stadt, Bürgertum und Kultur. Kulturelle Entwicklung und Kulturpolitik in Hamburg von 1839 bis 1933 am Beispiel des Museumswesens*, Matthiesen Verlag, Husum 1998, 331 S., geb., 98 DM.

Die Kultur des Bürgertums ist seit einiger Zeit in den Blickpunkt des historischen Interesses getreten, weil sie als Ausdruck bürgerlicher Ideale, Element bürgerlicher Identitätsstiftung und Medium bürgerlicher Selbstdarstellung eine über das rein Kulturelle weit hinausreichende Bedeutung für die politische und soziale Entwicklung gehabt hat. Das 19. Jahrhundert gilt nicht zuletzt deshalb als ein bürgerliches Zeitalter, weil es dem Bürgertum gelang, eine kulturelle Hegemonie zu errichten, die in Deutschland im Kaiserreich von 1871 ihren Höhepunkt erreichte und erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts ernsthaft in Frage gestellt wurde. Von daher bedarf die Frage nach den Inhalten, Motiven und Absichten der Kultur der Bürger keiner weiteren Legitimation, und es kann allenfalls erstaunen, dass die Bürgertumsforschung sich lange Zeit vornehmlich mit den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Implikationen des »Durchbruchs des

Bürgertums« (Eberhard Weis) befasst und die bürgerliche Kultur dem antiquarischen und ästhetischen Interesse überlassen hat.

Dies ist inzwischen anders geworden, und die vorliegende Hamburger Dissertation von Birgit-Katharine Seemann fügt der Rekonstruktion der Bürgerkultur des 19. Jahrhunderts einen weiteren Mosaikstein hinzu. Sie widmet sich in ihrer sorgfältig gearbeiteten und gut argumentierenden Studie einem bislang nur fragmentarisch erforschten Thema, indem sie am Beispiel der Stadt Hamburg die Entstehung und Entwicklung des Museumswesens untersucht. In der autonomen Stadtrepublik ging die Gründung der Museen – anders als in den Residenzstädten – von der Initiative des Bürgertums aus. Seemann zeigt, wie die bürgerlichen Vereine um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Sammlung von »Altertümern« und »Raritäten« begannen, wie diese noch unsystematischen privaten Sammlungen dann seit den 1860er Jahren mit staatlicher Unterstützung in Museen überführt wurden, wie diese in der Folgezeit allmählich ausgebaut, verwissenschaftlicht, professionalisiert und um 1900 vollständig zu städtischen Einrichtungen gemacht wurden, und schließlich, wie die bürgerlichen Museen im ersten Drittel unseres Jahrhunderts auf die Herausforderungen der Moderne, des Weltkrieges und des völkischen Nationalismus reagierten.

Die zentrale These des Buches lautet, das Bürgertum als gesellschaftliche Gruppe sei »konstitutiv für die Prägung des Mediums ›Museum« (S. 17) gewesen, die Museen als »Einrichtungen der bürgerlichen Hochkultur« seien von Anfang an »durch bürgerliche Normen und Ideologien geprägt, [...] im Kaiserreich zu Symbolen der Leistungsfähigkeit und des Machtanspruches des Bürgertums« (S. 131) wurden. Dem ist im Hinblick auf Hamburg uneingeschränkt zuzustimmen, denn es waren fast ausnahmslos Angehörige des herrschenden Großbürgertums, die die Museen gründeten, finanzierten, verwalteten und – zumindest in der Anfangsphase – gestalteten. Dies bedeutet indessen nicht, wie Seemann überzeugend darlegt, dass es bei der bürgerlichen Selbstdarstellung im und durch das Museum keine inhaltlichen und intentionalen Differenzierungen gegeben hätte. Innerhalb des »Bürgertums«, das eine sehr vielschichtige Sozialformation darstellt (die diesbezüglichen einleitenden Ausführungen Seemanns sind allerdings sehr oberflächlich und werden der aktuellen Forschungsdebatte nicht gerecht), gab es jenseits des allgemein anerkannten bürgerlichen Tugendkanons (Arbeitsamkeit, Fleiß, Leistung, Bildung) durchaus unterschiedliche Vorstellungen über die Aufgaben der Kultur im Allgemeinen und des Museums im Besonderen. Auch im Bürgertum standen sich Traditionalisten und Modernisten gegenüber. Während die einen, in Hamburg vertreten durch den 1839 gegründeten »Verein für Hamburgische Geschichte«, der die »Sammlung Hamburgischer Alterthümer«, den Grundstock des 1908 förmlich gegründeten Museums für Hamburgische Geschichte, zusammentrug, vor allem althamburgische Identitätsstiftung betrieben, favorisierten die anderen, wie die »Patriotische Gesellschaft« (1765) mit ihrem Museum für Kunst und Gewerbe (1869) und der »Naturwissenschaftliche Verein« (1837) mit dem Museum für Völkerkunde (1877), die positivistisch-rationalistische Welterklärung oder, wie der »Hamburger Kunstverein« (1820) mit der Kunsthalle (1869), die zeitgenössische bürgerliche Kunst. Wurden diese unterschiedlichen Ausrichtungen im 19. Jahrhundert noch durch ein gemeinsames bürgerliches (Selbst-)Bewusstsein überwölbt, so kam es seit der Wende zum 20. Jahrhundert zu einer inneren Zerklüftung des bürgerlichen Kulturverständnisses, die in der Weimarer Republik in der »Spaltung der Kultur« (S. 209) kulminierte. Hier prallten nicht nur die moderne und die traditionelle Kultur aufeinander, sondern Kunst und Kultur wurden im Zuge der allgemeinen Ideologisierung auch zu Medien des weltanschaulichen Kampfes zwischen Demokraten, Konservativen, Sozialisten, Nationalisten, Rassisten usw.

Es ist einer der Vorzüge des Buches, dass Seemann diese Entwicklung nachzeichnet und somit am Beispiel der Museen allgemeine Einblicke in die Mechanismen von Auf-

stieg und Niedergang der bürgerlichen Kultur eröffnet. Das Museum des 19. Jahrhunderts als »zutiefst bürgerliche Institution« (S. 175) wird in ihrem Buch als ein Ort geschildert, in dem das Bürgertum seine Auffassungen von der Geschichte, der Kultur, der Welt ordnete und präsentierte. Dieses bürgerliche Ordnungsmodell war zunächst unheimlich erfolgreich und trug immens viel zur Entfaltung von Gesellschaft und Staat bei, es brach aber zusammen, als die Vorstellung der einen, fortschrittlichen, bürgerlichen Welt im 20. Jahrhundert auf brutale Weise als eine unhaltbare Fiktion entlarvt wurde. Ohne es direkt auszusprechen, vermittelt Seemanns Buch damit auch die Erkenntnis, welche brüchigen Konstruktionen die musealen wie die realen Weltordnungen sind.

*Jürgen Müller, Frankfurt/Main*

Jörg Echternkamp, *Der Aufstieg des deutschen Nationalismus, 1770–1840*. Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1998, 650 S., kart., 118 DM.

Die Geschichte der Nationalismusforschung in der Bundesrepublik 1945 bis 1968, 1968 bis 1990 und seither ist ein bezeichnendes Kapitel der Historiographie-, Wissenschafts- und politischen Traditionsbildungsgeschichte, von der traurigen Aktualität des Themas an den Rändern Europas und anderswo einmal abgesehen. Erste Ansätze der Nationalismusforschung wie z.B. die noch einigermaßen wahrgenommenen von Karl W. Deutsch fielen in der westdeutschen Nachkriegsgeschichtswissenschaft nicht auf fruchtbaren Boden, war man hier doch u.a., herausragende Ausnahmen ausgenommen, noch intensiv mit dem Umbau der »völkischen« in die »Strukturgeschichte« beschäftigt. Die makrotheoretischen Modernisierungsansätze seit der zweiten Hälfte der 60er-Jahre hatten im Zuge ihrer streitfreudigen Etablierung, Kanonisierung und Dogmatisierung in der Gesellschaftsgeschichte nur geringes Interesse an Querschnittsansätzen, die im Verdacht standen, Geistes- und Ideengeschichte mit dem methodischen Rüstzeug der Soziologie und der Kommunikationstheorie zu betreiben, was Hans-Ulrich Wehler in seinen 1998 erschienen Essays »Die Herausforderung der Kulturgeschichte« sogar noch rückblickend bestätigt. Nicht zuletzt diese Marginalisierung der makrotheoretisch nicht reduzierbaren interpretativen Kategorie Nationalismus erleichterte es andererseits im Zuge der politischen »Wende« von 1982 schließlich bestimmten Historikern, sich führend an der Suche nach einer bedrohten »nationalen Identität« zu beteiligen.

Dieser auffälligen Lücke der sozialgeschichtlichen Nationalismusforschung hat sich nun Jörg Echternkamp in seiner Bielefelder Dissertation nicht nur angenommen, er hat sie bis auf Weiteres geschlossen. Echternkamp präsentiert nicht nur den Forschungsstand, sondern strukturiert die schier unübersehbaren Materialgebirge gedruckter und ungedruckter Quellen. Das Ergebnis ist weder ein Handbuch der Nationalismusphänomenologie zwischen Aufklärung und Vormärz noch eine mehr oder weniger willkürliche Synopse des nationalistischen Denkens vor der Mitte des 19. Jahrhunderts. Seit den je eigenen Aspekten der nationalistischen Meta-Ideologie gewidmeten Arbeiten von Alter, Altgeld und Anderson liest sich Echternkamps Einleitung als wohl augenblicklich präzisester, problemorientierter Forschungsüberblick, der exzellent in die Abgründigkeiten und spiegelbildlichen Polarisierungen des Themas einführt. Besonders überzeugen kann die Vorstellung der von Anderson und Lepsius aufgegriffenen Weberschen Kategorien »gedachter Ordnung«. Nicht weniger bemerkenswert ist Echternkamps vorurteilsfreies Interesse für mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen bei gleichzeitiger Anerkennung ihrer Problematik.